

Wanda (Geneviève Bujold) wieder, um derentwillen er die Tat begangen hatte. Wanda betreibt ein Café, das zum Zentrum und zur Schaltstelle der Filmhandlung wird.

Hier taucht eines Tages auch, von ländlicher Armut in die Stadt vertrieben, Coop (Keith Carradine) mit seiner jungen Frau Georgia (Lori Singer) und ihrem gemeinsamen Baby auf. Coop sucht Arbeit, findet das kleine, schnelle Geld aber lediglich als Partner eines schwarzen Diebes, der Wandas Café durch lyrische Vorträge belebt. Ihre gemeinsamen Raubzüge stören die Kreise des stadtbeherrschenden Gangstersyndikates, dessen Boss Hilly Blue der kolossale Szene-Transvestit Divine in seiner ersten „männlichen“ Rolle verkörpert.

Während Coop immer frecher gegen das Syndikat auftritt, kann sich Georgia dem wortkargen Werben Hawks nicht mehr entziehen. Hawk bietet sich an, Coop aus seiner gefährlichen Lage herauszuhauen. Als Preis verlangt er Georgia. Im Kugelhagel des großen Showdown lösen sich auch die emotionalen Konflikte, der einsame Held der Asphalt Nächte geht leer aus. Es ist wie im klassischen Western: Der „lonesome rider“ erhält sich seine mythische Würde, indem er auf die Sehnsucht den Verzicht folgen läßt.

Wie schon in seinem letzten Film „Choose Me“ verknüpft Alan Rudolph, der als Assistent bei Robert Altman viel von dessen Erzählweise und Personenführung gelernt hat, die verschiedenen Episoden zu einer lockeren Struktur mit offenen Enden und Andeutungen. Atmosphäre geht ihm vor Aktion, Charakterschilderung vor Dramatisierung. In den schäbigsten Vierteln von Seattle gedreht, schildert sein Film eine Welt voll verregneter Tristesse, in der die Leidenenschaften an den alltäglichen Mühen kränkeln und die Menschen mit ihren inneren Gebrechen nicht zurechtkommen.

Wandas Café fungiert darin in jeder Hinsicht als Wärmestube. Geneviève Bujolds gut abgehangene Erotik strahlt das Flair einer gealterten Liebenden und eines dezenten Schutzengels aus, unter dessen Fittichen gut Zuflucht zu finden ist vor einer Welt, die Rudolph in feindlich-kalten Bildern zeigt. Mark Ishams rauchige Blues-Musik und Marianne Faithfulls gebrochene Stimme im Titelsong verstärken die melancholische Atmosphäre.

Rudolphs Filme beziehen ihre reizvolle Spannung vorwiegend aus dem Gegensatz zwischen einer am cineastischen Reißbrett entstandenen Struktur und einer emotionalen Tiefe, die sich vor allem über die Darsteller vermittelt. Ähnlich wie Altman arbeitet auch Rudolph gern immer wieder mit denselben Schauspielern. Seine Vertrautheit mit ihnen wird zu einer spürbaren, im grellen Filmgeschäft Hollywoods selten gewordenen Qualität. *Wolfgang Limmer*

Durch die Blume

„Momo“. Spielfilm von Johannes Schaaf nach dem Roman von Michael Ende. Deutschland/Italien, 1986. 100 Minuten; Farbe.

Im Herzen jedes Menschen, so erzählt dieses Märchen, blüht eine Blume. Sie bemißt seine Lebenszeit: Welkt sie, so muß er sterben. Schlimmer jedoch, es gibt eine heimtückische Organisation, die den Menschen ihre Herzensblumen abzuluxen trachtet; diese Grauen Herren sind kalte, kahlköpfige Zombies ohne eigene Kraft – sie saugen sich den Lebensatem aus dicken Zigarren, die sie aus den geraubten Blumenblättern gedreht haben: Wenn ihnen der Qualm-

ler wurde: Inzwischen beträgt seine deutsche Auflage 1,6 Millionen, und es wurde in 25 Fremdsprachen übersetzt. Durch diesen Erfolg ist nun aus „Momo“ doch noch ein Film geworden; diese Woche kommt er in 230 deutsche Kinos – selten sind 20 Millionen Mark Kino-Kapital an eine so weltfremde, gutmütig versponnene, betulich bedeutungssüchtige Träumerei gewendet worden.

Dabei hatte es eine Zeitlang gar nicht gut ausgesehen, und Michael Ende hatte die Filmgeschäftemacher für Helfershelfer jener Grauen Herren halten müssen, die Blumen, Leben, Phantasie vernichten, indem sie sich dicke Zigarren daraus drehen. Krach um die Verfilmung der „Unendlichen Geschichte“, Krach auch



„Momo“-Darstellerin Radost Bokel: Feinsinn, Fast-Food, Fantasy

stoff ausgeht, lösen sie sich in Dunst auf und sind weg.

Die Machtergreifung der Grauen Herren, deren Hinterlist sogar Kinder in graue Zwergzombies verwandelt, ist eine Gefahr für die Menschheit, wie es noch keine gab – schlimm stünde es, wenn da nicht Momo wäre, das Waisenmädchen, das klein und tapfer den Kampf aufnimmt. Sie ist nicht allein, ein alter Mann hilft ihr – unser Lieber Gott in gefälligem Märchenformat –, und so schafft es Momo, sie siegt über das graue Grauen: alles gerettet.

Vor vielen Jahren, als Michael Ende noch kein berühmter Schriftsteller war, träumte er schon vom großen Kino. Er schrieb ein Drehbuch, erst mal bescheiden fürs Fernsehen, das von Momos Sieg über die Grauen Herren erzählte. Weil aber niemand diesen Film drehen wollte, machte Ende 1973 einen kleinen Roman daraus, ein Kinderbuch, das ein Bestsel-

ler um ein erstes „Momo“-Projekt, das Ende zu Fall gebracht hat – jetzt aber herrscht Freude, jetzt ist ein Film da, wie er ihn wollte, mit einer Lebensprallheit, die gern von Fellini wäre, und mit einem Glauben an das Schönegutewahre, der schlichte Aha-Erlebnisse als Offenbarungen aufischt: Michael Endes Traum vom großen Kino hat sich erfüllt.

Johannes Schaaf hat ihn mit inniger Zuneigung, selbst zu den Schwächen der Vorlage, in Szene gesetzt. Seine Lust hat er am pittoresken Volkstreiben; den Flachsinn der Zivilisationskritik, die sich gegen Plastik und Fast-Food richtet, bedient er mit Anstand; zur Bebilderung der Grauen-Herren-Invasion zitiert er expressionistische Massen-Arrangements herbei; nur vor dem gleißenden Styropor-Pomp der Fantasy-Szenarien gibt er sich ratlos überwältigt.

Mit starrem Seitenblick auf Hollywoods Weltmarkt ist der Film in engli-



„Momo“-Autor Ende mit Radost Bokel
Wenn Träume in Erfüllung gehen

scher Sprache gedreht worden; dabei stellen Italiener die guten, die herzhaften Menschen dar, zackige Deutsche hingegen die bösen Grauen Herren. Dazu John Huston, die weltbeste Liebe-Gott-Besetzung, die derzeit zu kriegen ist, und schließlich die zehnjährige Frankfurter Schülerin Radost Bokel: Sie gibt, großäugig, mit Lockenkopf und buntgeflicktem Schlabberrock als Zigeunermädchen herausgeputzt, der edelblassen Kunstfigur Momo Wärme, Zauber und den schönen Ernst eines Kindes, das spielt. Sie wird viele Herzen für sich gewinnen.

Nichts als das Schönegutewahre also, nichts als Eierkuchen. Doch wo alles Bildhafte mit dem erhobenen Zeigefinger der Bedeutsamkeit daherkommt, wird der Gang gravitatisch, und wo die Meinung gilt, Phantasie könne, gewissermaßen spalterartig, nur bei der rechten Bewormung gedeihen, kann wirkliche Phantasie nicht ihre wilden Flügel entfalten. In „Momo – der Film“ herrscht eine ganz und gar unabgründige, treudeutsche Hausbackenheit.

Wer streng sein wollte (aber wer will das schon), müßte wohl feststellen, daß sich Michael Ende auf subtile Weise doch abermals von den Grauen Herren des Filmbusiness hat linken lassen: Die dicke Zigarre, die sie ihm verpaßt haben, war nur diesmal so schön gedreht, daß sogar er ihren Duft eingesogen hat wie den einer frischen Blume. Für ihn, der sich gern von der eignen Bedeutung ergriffen zeigt, ist „Momo“ das Größte, was das deutsche Kino seit Fritz Langs „Metropolis“ gewagt hat. Die weise Momo aber sagt: „Das Schlimmste im Leben sind Wunschträume, die in Erfüllung gehen.“
Urs Jenny

FERNSEHEN

Bunte Mischung

16 Programme soll ein privater luxemburgischer TV-Satellit („Astra“) über Parabolantennen direkt ins Haus schicken. Gibt es Abnehmer?

Der Transport ins All ist schon gebucht. Auf Europas Trägerrakete Ariane wurde ein Platz reserviert, Flugnummer 26, geplanter Starttermin: Ende Mai 1987. In 36 000 Meter Höhe direkt über dem Äquator, bei 19 Grad östlicher Länge, soll die Fracht ausgesetzt werden: der Fernseh-Satellit Astra.

Spätestens im Herbst nächsten Jahres, nach einer mehrmonatigen Einmeßphase, werde dann endlich wahr, schwärmen die Astra-Besitzer von der Société Européenne des Satellites (SES) in Luxemburg, wovon Heimkinofreunde angeblich schon lange träumen: „Ein wirklich europäisches Fernsehen.“

Zwischen 16 Programmen sollen die Zuschauer wählen dürfen, alle direkt aus dem All zu empfangen mittels einer 85 Zentimeter großen Parabol-Antenne auf dem Dach und einem kleinen Konverter im Wohnzimmer. „Die Kosten einer solchen Anlage“, versichern die SES-Manager, „werden etwa denen eines Videorecorders entsprechen.“

Obwohl die SES, als reine Betriebs-gesellschaft, nur die sendetechnischen Möglichkeiten eröffnet, versprechen ihre elf Aktionäre, darunter auch die Deutsche und die Dresdner Bank, schon jetzt „eine bunte Mischung hochwertiger Un-

terhaltung und erstklassiger Nachrichten- und Kulturprogramme auf 16 Kanälen“. Doch mit der Anpreisung künftiger TV-Qualitäten wollen sich die Verantwortlichen offenbar selbst Mut machen: Die Sendeerlaubnis der Postbehörden steht noch aus; das Interesse von Programm-Anbietern hält sich in Grenzen. Zwar sei SES, so ein Firmensprecher, mit „diversen europäischen Interessenten“, darunter dem britischen Medienkonzern Maxwell, „im Gespräch“, aber bislang ist noch kein Astra-Kanal vermietet oder verkauft.

Auch der technische Fahrplan ist inzwischen durcheinandergeraten. Seit dem Fehlstart einer Ariane-Rakete im Mai dieses Jahres wurden vorerst alle weiteren geplanten Ariane-Flüge abgesagt. „Reines Wunschdenken“ nennt Klaus Czerwinski, Sprecher im Bonner Postministerium, die SES-Pläne. Doch die Luxemburger Firma, deren Aktionäre 200 Millionen Dollar Vorlaufkosten investiert haben, will bei Arianespace auf vertragliche Zusagen pochen.

Sobald der (von RCA gebaute) Fernseh-satellit am Himmel hängt, könnten private Programm-Macher die neuen Kanäle nutzen – aber deren Elan ist gebremst: Die Spekulation, mit populären Programmen auf dem Umweg über das All Millionen zu verdienen, ist – jedenfalls kurzfristig – nicht aufgegangen.

Das Fehlen funktionierender Raumtransporter, die Furcht potentieller Anbieter vor einem finanziellen Fiasko und die mangelnde Bereitschaft vieler TV-Konsumenten, nach teuren Stereo-Empfängern und Videorecordern nun auch



Antennen für Satellitenempfang: Schlüssel für Kultur?